





Zeitbilder



DEUTSCHES  
POLEN  
INSTITUT

---

# POLNISCHE SPUREN IN DEUTSCHLAND

## EIN LESEBUCHLEXIKON

---

Dieter Bingen, Andrzej Kaluza, Basil Kerski, Peter Oliver Loew (Hrsg.)

---

## Impressum

Bonn 2018

© Bundeszentrale für politische Bildung/bpb  
Adenauerallee 86, 53113 Bonn, [www.bpb.de](http://www.bpb.de)

Bestellungen: [www.bpb.de/shop](http://www.bpb.de/shop) > Zeitbilder

Bestellnummer: 3988

ISBN 978-3-8389-7171-1

Redaktionsschluss: Januar 2018

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autorinnen und die Autoren die Verantwortung.

Die Inhalte der im Text zitierten Internetlinks unterliegen der Verantwortung der jeweiligen Anbieter/innen. Für eventuelle Schäden und Forderungen können die bpb, die Herausgeber, die Autorinnen und Autoren keine Haftung übernehmen.

Projektleitung: Hildegard Bremer, bpb,  
in Kooperation mit dem Deutschen Polen-Institut, Darmstadt  
Lektorat und Redaktion: Yvonne Paris, Bad Neuenahr  
Bildredaktion: Andrzej Kaluza, Peter Oliver Loew,  
Leitwerk. Büro für Kommunikation

Grafische Konzeption und Umsetzung sowie Illustrationen:  
Leitwerk. Büro für Kommunikation, [www.leitwerk.com](http://www.leitwerk.com)  
Druck: Bonifatius GmbH, Paderborn

---

In allen Fällen, wo Zitate in den Stichworteinträgen aus fremdsprachigen Originalquellen übersetzt wurden, ist in den Fußnoten ein entsprechender Hinweis auf den Übersetzer angebracht. In Fällen, wo Übersetzer/in und Autor/in nicht identisch sind, wird die/der Übersetzer/in mit vollem Namen genannt.

Alle Beiträge von Nawojka Cieślińska-Lobkowicz wurden aus dem Polnischen übertragen von Peter Oliver Loew.

---

Fotocollagen (Umschlag und Kapitel): Leitwerk. Büro für Kommunikation, verwendetes Bildmaterial siehe Bildnachweis

# Inhaltsverzeichnis

Impressum	2
Vorwort	4
A	8
B	28
C	74
D	82
E/F	104
G	116
H	136
I/J	150
K	160
L	196
M	220
N	256
O	270
P	282
R	336
S	364
T	394
V	402
W	408
Z	424
Herausgeber, Autorinnen und Autoren	436
Bildnachweis	438





Verblichene Fassaden-Inschrift der einstigen polnischen Arbeiterbank *Bank Robotników* in Bochum, Im Kortländer 2, 2009

# Vorwort

Dieter Bingen, Andrzej Kaluza, Basil Kerski, Peter Oliver Loew

Die kulturelle und die sprachliche Vielfalt Deutschlands sind keine Phänomene des 21. Jahrhunderts. Das Land, das heute Deutschland ist und das einst in einem Reich aufgehoben war, das sich heilig-römisch und seit 1871 deutsch nannte, war seit Jahrhunderten „multikulturell“ geprägt. Die Menschen, die hier lebten und leben, die Kulturen, die dieses Land geprägt haben und prägen, die Idiome, die hier gesprochen wurden und werden, und nicht zuletzt die Geschichte dieses Landes – sie sind nicht als ausschließlich „deutsch“ zu bezeichnen. Dabei hat das, was sich mit dem Polnischen, den Polinnen und Polen, der polnischen Sprache, der polnischen Kultur in Deutschland verbindet, durchaus nicht den geringsten Anteil an den vermeintlich „fremden“ Einflüssen. Es genügt schon, an all die polnisch klingenden Namen in deutschen Telefonverzeichnissen zu erinnern oder an polnische Wörter, die in die deutsche Sprache „eingewandert“ sind, oder auch an die große Zahl deutsch-polnischer dynastischer Verflechtungen und Ehen, um zu verdeutlichen, wie viele nicht deutsche Spuren es in Deutschland gibt – und wie viele davon polnisch sind.

Unser Buch möchte diesen Spuren nachgehen. Die mehr als tausend Jahre währende Nachbarschaft Deutschlands und Polens, Wanderungen von Menschen aus polnischen in deutsche Gebiete haben die deutsche Gesellschaft weitaus stärker geprägt, als dies den Anschein hat. Die Vielzahl der polnischen Spuren ist geradezu verblüffend: Nicht immer treten sie offen zutage, manchmal sind sie tief verschüttet.

Wahrscheinlich hat die polnische Kultur in Deutschland mehr Spuren hinterlassen als irgendeine andere Kultur: Frankreich ist gewiss vielfach präsent, doch kam es in der deutsch-französischen Geschichte nie zu solchen Massenmigrationen, wie es sie seit dem Mittelalter in der deutsch-polnischen Nachbarschaft gegeben hat (die Zuwanderung der Hugenotten einmal ausgenommen). Und diese Migrationen gingen in beide Richtungen. Freilich lassen sich auch italienische, niederländische, böhmisch-tschechische Spuren in Deutschland finden, doch sind sie entweder verstreuter oder konzentrieren sich eher auf einzelne Bereiche, beispielsweise die Kunst. Die deutsch-jüdische Nachbarschaft bis zur kurzzeitigen Symbiose mit der nahezu vollständigen Assimilation der deutschen Juden im 19. Jahrhundert war anderer Natur. Jüdische Spuren in Deutschland wurden im 19. und 20. Jahrhundert oft als deutsche Spuren wahrgenommen, jedenfalls nicht als solche, die in erster Linie von Fremdheit zeugten – bis zu dem mit der NS-Herrschaft einhergehenden Kulturbruch. Spanische, portugiesische, jugoslawische, türkische, kurdische oder griechische Spuren werden in der Regel vor allem mit der Anwerbung der sogenannten Gastarbeiter in den 1950er- und 1960er-Jahren in Verbindung gebracht. Noch jüngeren Datums sind arabische und viele andere Spuren.

Dieses Buch wirft den Blick auf die polnischen Spuren in Deutschland bis in die jüngste Gegenwart. Es reiht aber nicht etwa (nur) lexikalisches Wissen aneinander, sondern gewährt ebenso überraschende Einblicke in Unbekanntes und Spannendes, und es erzählt, im Idealfall, auch Geschichten. Es ist sozusagen ein „Lesebuchlexikon“, das informativ *und* unterhaltend sein will. Und es will staunen machen.

**Wahrscheinlich hat die polnische Kultur in Deutschland mehr Spuren hinterlassen als irgendeine andere Kultur.**

Doch jedes Buch hat Grenzen, zum Beispiel Grenzen des Umfangs. Rund 250 Beiträge, so schien es den Herausgebern, müssten genügen, selbst wenn dieses Lesebuchlexikon doppelt oder auch zehnmal so viele Texte enthalten könnte. Aber es gibt auch andere Grenzen, zum Beispiel geografische. So haben wir bei unserer Spurensuche Deutschland in den Grenzen von heute zugrunde gelegt: Die sehr zahlreichen polnischen Spuren in den historischen deutschen Gebieten im Osten – in Schlesien, Pommern oder (Ost-)Preußen – spielen hier somit keine Rolle, ebenso wenig wie polnische Spuren etwa im Elsass und in Lothringen. Auch wenn es da einiges zu erzählen gäbe, etwa über den Aufenthalt des abgesetzten und exilierten Königs Stanisław Leszczyński in Weißenburg/Wissembourg und Nancy. Außerdem bleibt der gesamte deutsch-österreichische Raum außen vor und blitzt nur gelegentlich auf, so wenn es etwa um Józef Poniatowski geht und um dessen Wiener Jugend.

Sehr viel schwieriger gestaltet sich die Frage, was als „polnische Spur“ identifiziert und bezeichnet werden kann – und bleibt in dem einen oder anderen Fall streitig. So mag das, was die Herausgeber als polnische Spur in Deutschland ausmachen, von anderen kaum so benannt werden, nehmen wir etwa das Beispiel Günter Grass. Grass, der aus dem kulturell stark deutsch geprägten Danzig stammte und sich zum kaschubisch-polnischen Teil seiner Familie bekannte, hätte sich selbst nicht als „polnisch“ beschrieben. Dennoch hat er polnische Spuren in Deutschland hinterlassen, denn seine Schilderungen deutsch-polnischer Milieus im Danzig der Zwischenkriegszeit und die Bedeutung, die er dem deutsch-polnischen Dialog zumaß, haben die deutsche Nachkriegskultur maßgeblich geprägt und unter dem Deckmantel deutscher Literatur Wissen über Polen in eine Gesellschaft „geschmuggelt“, die von Polen lange nichts wissen wollte.

**Sehr viel schwieriger gestaltet sich die Frage, was als „polnische Spur“ identifiziert und bezeichnet werden kann.**

Das Dilemma des „Polnischen“ erstreckt sich auf viele weitere Gruppen, etwa die sogenannten Ruhrpolen: Die protestantischen Masuren hielten sich im Ruhrgebiet oft von ihren katholischen Sprachgenossen fern, polnisch-katholische Arbeitsmigranten aus dem preußischen Osten waren ebenfalls bestrebt, sich rasch an die neue Lebensumwelt in Westfalen mit ihrer deutschsprachigen Mehrheitsgesellschaft anzupassen. Polnische Juden kamen zwar im 19. Jahrhundert und bis in die Zwischenkriegszeit aus den polnischen Gebieten, sprachen aber oft gar kein Polnisch, sondern Jiddisch, und selbst wenn sie polnischsprachig waren, haben manche Polen bis heute Mühe, sie als „wahre Polen“ zu akzeptieren, ein prominentes Beispiel dafür ist Rosa Luxemburg. Aus- und Umsiedler wiederum, die in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg aus der Volksrepublik Polen in die beiden deutschen Staaten kamen, empfanden sich häufiger als Deutsche denn als Polen, ja waren nicht selten darum bemüht, alles Polnische möglichst rasch abzulegen. Doch sie alle trugen auch Polnisches in eine deutsche Umgebung hinein, und oft waren ihre Identitäten hybrid – deutsch, polnisch, vielleicht auch oberschlesisch, kaschubisch, masurisch, jüdisch oder sonst wie gemischt.

Was die Auswahl der Beiträge anbelangt, so haben wir zum einen versucht, die wichtigsten Personen, Orte, Ereignisse, Phänomene aufzunehmen, zum anderen haben wir uns darauf verlegt, Unbekanntes, Vergessenes oder auch Skurriles aufzuspüren. Scheinbar Marginales sollte gleichermaßen zur Sprache kommen. Keineswegs musste das Geschilderte „identitätsrelevant“ für die deutsche und/oder die polnische Gesellschaft sein, es sollte nicht darum gehen, über weitere „deutsch-polnische Erinnerungsorte“ zu schreiben: Damit hat sich in den vergangenen Jahren ein anderes Herausgaberteam ausführlich beschäftigt und fünf voluminöse Bände vorgelegt.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Hans Henning Hahn/Robert Traba/Peter Oliver Loew (Hrsg.): *Deutsch-Polnische Erinnerungsorte*, 5 Bde. Paderborn 2012–2015.



Auch hat das gedruckte Buch nicht die Grenzenlosigkeit des Internets, wie etwa das Projekt „Porta Polonica“, das die polnische Präsenz in Deutschland in der virtuellen Welt ausbreitet.<sup>2</sup>

Jedenfalls erforderte die Begrenzung des Umfangs den Mut zur Lücke. So hätte man beispielsweise fast jeder deutschen Klein- und Mittelstadt, von den Großstädten ganz zu schweigen, einen eigenen Beitrag widmen können, um all die hier verborgenen polnischen Geschichten ans Tageslicht zu holen. Wir haben uns aber für die Auswahl einiger weniger Städte entschieden, und zwar solcher, in denen sich nicht nur zahlreiche polnische Spuren finden, sondern die zudem über Strukturen verfügen, wie sie ähnlich in vielen anderen Städten vorhanden sind (etwa Vereine, Geschäfte); Berlin, Bremen, Dresden, Hamburg, Leipzig und München stehen somit stellvertretend für diese. Doch wer etwas genauer sucht, der erfährt auch etwas über Köln (zum Beispiel unter den Einträgen „Richeza“ oder „Botschaften“), Regensburg („Mieszko“, „Piontkowski“) oder Frankfurt am Main („Auschwitz-Prozesse“, „Schwesta Ewa“). Und noch eine Eingrenzung haben die Herausgeber vorgenommen: Die Mehrzahl der ausgewählten Beiträge bezieht sich auf die vergangenen beiden Jahrhunderte, während die Geschichte der Präsenz von Polnischem in Deutschland im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit mit relativ wenigen Einträgen auskommen muss.

Die Arbeit an solch einem Lesebuchlexikon kann mit Fug und Recht als höchst komplex bezeichnet werden. Entscheidend für das Gelingen war, dass das Konzept, welches nach vielen Beratungen der Herausgeber zutage trat, bei der Bundeszentrale für politische Bildung nicht nur auf offene Ohren, sondern bereits bei der ersten Vorstellung auf spontane Begeisterung stieß. Damit konnte das Deutsche Polen-Institut (DPI) einen Gutteil der über das Redaktionelle hinausgehenden Arbeit abgeben, was jedoch keinesfalls heißt, dass es nichts mehr zu tun gab. Autorinnen und Autoren waren bald gefunden und wurden auf eine gemeinsame Linie eingeschworen. Die Koordination des redaktionellen Teils im DPI lag in den Händen von Andrzej Kaluza und Peter Oliver Loew. Die Kolleginnen und Kollegen in der Bundeszentrale für politische Bildung – insbesondere Hans-Georg Golz und Hildegard Bremer – begleiteten das Projekt sehr kooperativ, die Lektorin Yvonne Paris erwies sich als ein Geschenk des Himmels und das Büro Leitwerk hat Texte und Bilder zu einem Lesebuch verbunden, das erfrischend innovativ gestaltet ist. Ihnen allen sei herzlich gedankt, darüber hinaus auch allen anderen an dem Projekt Beteiligten, die hier namentlich nicht erwähnt werden – *dziękujemy bardzo!*

*Darmstadt und Berlin im Januar 2018*

<sup>2</sup> Siehe [www.porta-polonica.de](http://www.porta-polonica.de)

**So haben wir zum einen versucht, die wichtigsten Personen, Orte, Ereignisse, Phänomene aufzunehmen, zum anderen Unbekanntes, Vergessenes oder auch Skurriles aufzuspüren.**



Adler, Jankel _____	10
Anderson, Anna _____	11
Annaberg (Sachsen) _____	12
Asyl _____	13
Auschwitz-Prozesse _____	14
Aussiedler _____	15
Aussiedler 2.0 _____	23
Avelon, Natalia _____	27

„Weiht er doch jedes Bildnis, das er malt,  
Mit dichterischer, großer Harfenschrift  
Seinem jungen Gotte Zebaoth.“<sup>1</sup>

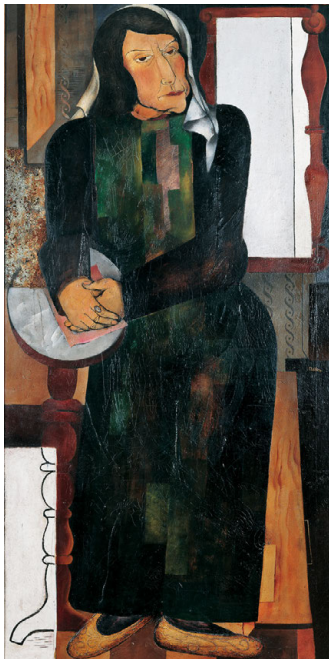
Else Lasker-Schüler



## Adler, Jankel

Der ostjüdische Avantgardist

*Nawojka Cieślińska-Lobkowitz*



Jankel Adler, *Porträt Else Lasker-Schüler*, 1924, Von der Heydt-Museum, Wuppertal

Zeitlebens betonte der Künstler, → **Ostjude** zu sein, aus einer kinderreichen chassidischen Familie aus der Nähe von Lodz zu stammen. Seinen Vornamen Jakob ersetzte er durch Jankel, was nur im Jiddischen bekannt ist, seiner – vor Polnisch und Deutsch – ersten Sprache. Bis 1933 verbrachte Jankel Adler (1895–1949) 20 Jahre im Rheinland, in Barmen (das heute zu Wuppertal gehört), wo einige seiner elf Geschwister lebten. Hier studierte er Kunst, später dann in Düsseldorf, wo er seit 1921/22 lebte und arbeitete. Auch in Berlin, Lodz und Warschau hielt er sich auf. In Deutschland zählte er zu den Mitbegründern der linken Avantgarde mit internationalen Idealen. In Polen war er Gründungsmitglied der Gruppe „Jung Jidysz“ („Jung Jiddisch“), die neue Ausdrucksformen und ein künstlerisches Bürgerrecht für die Kultur der polnischen Juden anstrebte.

In seinem Werk verwirklichte Adler dieses Ziel konsequent. Befreundet mit Otto Dix und Paul Klee, gehörte Adler zeitweilig auch der Berliner „November-

gruppe“ an, war Mitglied der Gruppe „Das Junge Rheinland“ und der „Kölner Progressiven“. In seinen Bildern verarbeitete er Anregungen verschiedener Avantgardeströmungen zu einem eigenen künstlerischen Idiom, in das er den Mystizismus und das Alltagsleben des Chassidismus integrierte. Seine wachsende Anerkennung drückte sich unter anderem im Ankauf seiner Werke durch deutsche Museen aus. Adler verließ Deutschland unmittelbar nach der NS-Machtübernahme. Seine Arbeiten wurden aus den öffentlichen Sammlungen entfernt und auf den Ausstellungen als Beispiele der „entarteten Kunst“ diffamiert. Während des Zweiten Weltkriegs kämpfte er in der polnischen Exilarmee in Frankreich und starb wenige Jahre nach Kriegsende in England, mit nur 54 Jahren, ohne Deutschland je wieder gesehen zu haben. Seine große Familie in Polen fiel fast ausnahmslos dem Holocaust zum Opfer.

<sup>1</sup> Else Lasker-Schüler: *Jankel Adler* (Gedicht), Berliner Tageblatt. Jg. 53, Nr. 326 (Morgen-Ausgabe) vom 11.07.1924, zit. nach: *Jankel Adler. 1895–1949*, Köln 1985, S. 52 [Ausstellungskatalog Städtische Kunsthalle Düsseldorf u.a.]

# Anderson, Anna

## Die vermeintliche Zarentochter

Peter Oliver Loew

–

Als am 17. Februar 1920 eine unbekannte Frau aus dem Landwehrkanal in Berlin gezogen wurde, konnte niemand ahnen, dass die knapp vor dem Selbstmord Gerettete über Jahrzehnte hin dankbaren Stoff für unzählige Illustrierte der westlichen Welt abgeben würde. Niemand kannte die Frau, die einen gestörten Eindruck machte und bald eine schier unglaubliche Geschichte aufstischte: Sie sei die jüngste Zarentochter Anastasia, die den Mord an der russischen Herrscherfamilie durch die Bolschewiki überlebt habe und mithilfe eines Polen aus Russland habe fliehen können.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit der wirklichen Anastasia Nikolajewna Romanowa (1901 – 1918) war nicht von der Hand zu weisen – zwar sprach die angebliche Anastasia kein Russisch, aber nach dem, was sie durchgemacht hatte, schien das verständlich. Doch ihr „russischer“ Akzent war in Wahrheit ein polnischer, denn wie sich nach Jahren herausstellte, handelte es sich um die 1896 nahe des Städtchens Karthaus (Kartuzy) westlich von Danzig geborene Landarbeiter-tochter Franciszka Anna Cześkowska (Schanzkowsky). Mit Geschick, dem Zutun vieler Monarchisten und Sensationsreporter hielt die psychisch labile, „furchtbar eigensinnig[e] und widerspenstig[e]“<sup>2</sup> Person die Maske zeit ihres Lebens aufrecht. Sie lebte, meist von Gönnern unterhalten, in Deutschland, den USA (wo sie den Namen Anna Anderson annahm), dann wieder in Deutschland – nach dem Krieg lange bei Bad Liebenzell im Nordschwarzwald –, ehe sie Ende der 1960er-Jahre in die USA übersiedelte, wo sie einen 18 Jahre jüngeren Geschichtsprofessor heiratete. Schwer krank und verwahrlost starb sie 1984 in Virginia. Jahrzehntlang hatte sie um die Vermögenswerte der Zarenfamilie prozessiert, was sie fortwährend in den Schlagzeilen hielt, bis der Bundesgerichtshof schließlich gegen sie entschied (sogenannte Anastasia-Entscheidung).

1956 bot Anna Andersons Geschichte den Stoff für gleich zwei Spielfilme in Deutschland und den USA. In der Rolle der vermeintlichen Romanow-Prinzessin waren Lilli Palmer beziehungsweise Ingrid Bergman zu sehen, die für ihre Darstellung einen Oscar erhielt.



1/ Anna Anderson, 1931

2/ Die Großfürstin Anastasia von Russland mit 13 Jahren, 1914



<sup>2</sup> Harriet von Rathlef-Keilmann: *Anastasia. Ein Frauenschicksal als Spiegel der Weltkatastrophe. Ermittlungen über die jüngste Tochter des Zaren Nikolaus II.*, Leipzig/Zürich 1928, S. 24.



# Annaberg (Sachsen)

## Lieblingssort einer polnischen Herzogin

Hans-Christian Trepte

–

Die im Erzgebirge gelegene Stadt Annaberg verdankte ihren Aufstieg zu einer der wohlhabendsten Städte Sachsens dem Silberbergbau und der Förderung durch Herzog Georg von Sachsen und dessen polnische Gattin Barbara (1478–1534), Tochter des polnischen Königs Kasimir IV. und Schwester der Prinzessin Hedwig (→ [Landshuter Hochzeit](#)).

1491 waren in der Umgebung reiche Silberlager entdeckt worden und auf Geheiß des Landesherrn wurde 1496 eine „neue Stat am Schreckenberck“ gegründet. Es begann das „bergmännische, silberne, glückliche Jahrhundert“ von „St. Annabergk“ mit eigenem Münzrecht; die Silbermünzen trugen die ineinander verschlungenen Anfangsbuchstaben der Vornamen Georg und Barbara.

Das Herrscherpaar förderte die Stadtplanung, den Bau einer mächtigen Kirche, die von Baumeistern aus Böhmen 1499 errichtet und nach der Lieblingsheiligen der Herzogin benannt wurde: der „verehrten Mutter Anna, Beschützerin von Gold und Silber“. Bis heute beeindruckt die St. Annenkirche mit ihrer Größe und prächtigen Innenausstattung, etwa dem wunderschönen Gewölbe und dem Bergaltar. Weitere Zeugnisse, die an das sächsisch-polnische Herzogpaar erinnern, sind ein Wappenschild in der Kirche sowie die seit 1577 dort befindliche „Schöne Pforte“. Geschmückt mit den Wappen Polens und Sachsens (→ [Sachsen und Polen](#)), gehörte diese einst zu dem 1502 vom Herrscherpaar gestifteten (und 1539 aufgelösten) Annaberger Franziskanerkloster.

Dass Annaberg der polnischen Herzogin sehr am Herzen lag, davon zeugen auch ihre Reliquiengaben für das Annaberger Heiltum, darunter ein besonders

wertvolles Stück, ein Finger der Hl. Anna. Die Annenreliquie verdankte die Herzogin ihrem Bruder, dem böhmisch-ungarischen König Vladislav. Der Reliquienschatz machte Annaberg zu einem Frömmigkeitszentrum in Sachsen.

Es heißt, Georg habe sich nach dem Tod seiner Gemahlin aus Trauer den Bart wachsen lassen, dem er seinen Beinamen „der Bärtige“ verdankt. Beigesetzt sind der Herzog und die Herzogin im Meißner Dom. Das Altargemälde (1534 datiert) in der dortigen Grabkapelle stammt von Lucas Cranach dem Älteren. Es zeigt im Mittelbild Christus als Schmerzensmann, über dem zahlreiche Putten schweben, auf den Seitenflügeln den knienden Herzog und die Herzogin, hinter denen je zwei Apostel stehen.

Wer sich in der St. Annenkirche umblickt, findet zahlreiche Hinweise auf die polnische Herzogin Barbara.





# Asyl

## Auf der Suche nach dem Glück in Deutschland

Andrzej Kaluza

Die Wahrnehmung von „Polen in Deutschland“ war in der Bundesrepublik der 1980er-Jahre lange Zeit von einer Debatte geprägt, in der die Begriffe Asylrecht und Asylmissbrauch im Fokus standen. Damals hatten viele junge Polinnen und Polen aufgrund der Krise in ihrem Land den Wunsch, ihre Heimat in Richtung Westen zu verlassen. Eine der ersten Stationen auf diesem Weg war aus wirtschaftlichen und geografischen Gründen die Bundesrepublik Deutschland, vor allem West-Berlin, in das polnische Bürgerinnen und Bürger ohne Visum einreisen konnten. Um im Westen bleiben zu dürfen, mussten die Betroffenen einen Asylantrag stellen.

Diese – zahlenmäßig eher unbedeutende – Zuwanderung aus Polen und anderen Ostblockstaaten über das Asylverfahren galt bis Anfang der 1980er-Jahre als eine Trumpfkarte des Westens im Kampf der politischen Systeme. Die Flucht aus dem „Osten“ war ein Nachweis für die Anziehungskraft der westlichen Freiheitsordnung. Auch der Asylstatus war damals verhältnismäßig leicht zu bekommen.

Aufgrund der immer weiter ansteigenden Einwandererzahlen ab Mitte der 1980er-Jahre, eine Folge der Lockerung der Ausreisebestimmungen in Polen, änderte sich die bundesdeutsche Politik jedoch rasch, vor allem unter dem Druck der öffentlichen Meinung gegenüber polnischen Asylsuchenden. Wurden diese in der Zeit der „Solidarność“ (→ [Solidarność im Exil](#)) und kurz nach der Verhängung des Kriegsrechts 1980/81 noch als Freiheitskämpfer gegen den Kommunismus willkommen geheißen, so wurden sie später immer deutlicher in die Ecke der „Wirtschaftsflüchtlinge“ und „Scheinasylanten“ gedrängt. Die Zahlenbasis ist dabei heute nur schwer zu rekonstruieren: Zwischen 1980 und 1990 stellten polnische Bürgerinnen und Bürger in der Bundesrepublik und West-Berlin über 100.000 Asylanträge; wie viele davon positiv beschieden wurden, lässt sich heute nicht genau beziffern, jedoch war die Anerkennungsquote relativ niedrig (in den 1980er-Jahren durchschnittlich unter 10 Prozent). Bei Ablehnung des Asylantrags erhielten die polnischen Flüchtlinge einen Status als „Geduldete“, was formaljuristisch „Aussetzung der Abschiebung“ bedeutete. So konnten migrationswillige



Viele junge Polen wollten wie Ewa und Jerzy in Michael Kliers Film *Überall ist es besser, wo wir nicht sind* (1989) ihr Heimatland in Richtung Westen verlassen und machten zunächst Station in West-Berlin.

Polinnen und Polen zunächst hierzulande bleiben, denn in die Länder des Ostblocks wurde aus humanitären und politischen Gründen bis zur Wende 1989 nicht abgeschoben. Auch die Anzahl dieser „geduldeten“ Personen ist schwer mit konkreten Zahlen belegbar. In diesem Zusammenhang wurden die Schattenseiten einer politisch mit harten Bandagen geführten Asyldebatte virulent, subsummiert unter Stichwörtern wie Asylmissbrauch, Illegalität, Schwarzarbeit, Menschenhandel und organisierte Kriminalität, mit denen Asylsuchende aus Polen durch die Politik, Medien und Nachbarn konfrontiert wurden. „Die ersten sozialen Kontakte waren schnell geknüpft“, erinnert sich ein Asylbewerber von damals, „natürlich nicht zu den Deutschen. Die bestaunten mich entweder aus einem Sicherheitsabstand von mindestens fünf Metern wie ein exotisches Tier oder schüttelten missmutig den Kopf, wenn sie mich von weitem aus dem Heim kommen sahen.“<sup>3</sup> So wurden Tausende Menschen diskreditiert, die größtenteils eine hohe Motivation mitbrachten, sich in dem für sie neuen Land einzurichten und sozial wie gesellschaftlich zu integrieren.

Dennoch fanden viele polnische Zuwandererinnen und Zuwanderer, deren Aufenthaltsstatus mit oder ohne Asylrecht schließlich gesichert werden konnte, in Deutschland einen Weg zum persönlichen Erfolg. Prominente Beispiele dafür sind die Unternehmerin Katarzyna → [Mol-Wolf](#), der Stabhochsprungweltmeister Władysław → [Kozakiewicz](#) und Piotr Mordel, Mitgründer des → [Clubs der polnischen Versager](#).

<sup>3</sup> Zit. nach Adam Gusowski/Piotr Mordel: *Der Club der polnischen Versager*, Reinbek 2012, S. 15.



Alexander Fehling als Staatsanwalt Johann Radmann in einer Szene des Films *Im Labyrinth des Schweigens* (2014), der die Vorgeschichte der Auschwitz-Prozesse schildert.

# Auschwitz-Prozesse

## Späte Gerechtigkeit

Andrzej Kaluza / Markus Krzoska

– „Dass ein deutscher Staatsanwalt nicht weiß, was in Auschwitz passiert ist, ist eine Schande!“ – schimpft ein Journalist der „Frankfurter Rundschau“ in dem Film *Im Labyrinth des Schweigens* von Giulio Ricciarelli (2014), während ein anderer Protagonist hinzufügt: „Dieses Land will Zuckerguss, es will die Wahrheit nicht wissen.“<sup>4</sup> Beide Aussagen belehren das geistige und gesellschaftliche Klima der Bundesrepublik

in der Zeit des „Wirtschaftswunders“ der 1950er-Jahre und das grundsätzliche Desinteresse an einer juristischen (oder auch wie auch immer garteten) Aufarbeitung der damals jüngsten Geschichte – bis 1959 schließlich der hessische Generalstaatsanwalt Fritz Bauer (1903–1968) die Ermittlungen zu den Auschwitz-Prozessen anstieß.

Die drei zwischen 1963 und 1968 in Frankfurt am Main durchgeführten Strafverfahren gegen ehemaliges Personal des deutschen Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau, das die Nationalsozialisten im besetzten Polen errichtet hatten, stellten einen Wendepunkt dar in der öffentlichen Wahrnehmung der NS-Verbrechen in der Bundesrepublik. Im Zuge der Prozessvorbereitungen entwickelte sich eine gewisse Zusammenarbeit zwischen westdeutschen und polnischen Stellen. So wurden Unterlagen des im März 1947 in Polen geführten Prozesses gegen den Lagerkommandanten Rudolf Höß verwendet, und Mitglieder des Gerichts, Vertreter der Presse (aber nur ein Angeklagter) fuhren 1964 zum Ortstermin auf das ehemalige Lagergelände.

Insgesamt 80 polnische Zeugen – ehemalige Lagerhäftlinge – nahmen an den Verfahren teil, sechs von ihnen traten im ersten der drei Prozesse als Nebenkläger auf. Ihre Aussagen während der Gerichtsverhandlungen verdichtete der Schriftsteller Peter Weiss (1916–1982) in seinem Theaterstück *Die Ermittlung: Oratorium in 11 Gesängen*. Weiss wohnte den Verhandlungen selbst tageweise auf der Zuschauertribüne bei und nahm überdies als Journalist an dem Ortstermin in Polen teil. Sein weltweit beachtetes Stück wurde am 19. Oktober 1965 parallel auf 15 Bühnen in der Bundesrepublik und der DDR uraufgeführt. Der „Spiegel“ schrieb damals: „In dieser Woche wird das zweigeteilte Deutschland zu einer einzigen moralischen Anstalt.“<sup>5</sup>

<sup>4</sup> Siehe den offiziellen Trailer zum Film vom 10.06.2014 unter: [www.youtube.com/watch?v=MQyrHxD4cM](http://www.youtube.com/watch?v=MQyrHxD4cM) (Aufruf am 20.01.2018).

<sup>5</sup> Zit. nach Lazar Backovic: *Theaterstück zum Auschwitz-Prozess – „Wer den Stock berührte, kam ins Gas“*, in: Spiegel Online, 18.12.2013, [www.spiegel.de/einestages/peter-weiss-theaterstueck-die-ermittlung-zum-auschwitz-prozess-a-951421.html](http://www.spiegel.de/einestages/peter-weiss-theaterstueck-die-ermittlung-zum-auschwitz-prozess-a-951421.html) (Aufruf am 20.01.2018).

# Aussiedler

## Deutsche, Polen, deutsche Polen, polnische Deutsche?

Andrzej Kaluza

Das Bild, auf dem etwa 30 Kinder in dunklen Uniformen mit weißen Kragen zu sehen sind, zeigt eine erste Grundschulklasse im oberschlesischen Beuthen (Bytom) zu Beginn der 1970er-Jahre. In der ersten Reihe sitzt Andrzej Klamt, Jahrgang 1964, der 40 Jahre später einen Filmbeitrag über seine damaligen Mitschülerinnen und Mitschüler drehen wird. Seine Dokumentation *Die geteilte Klasse/Podzielona klasa* erzählt davon, wie Kinder von einem Tag auf den anderen in der Klasse fehlten und nie mehr zurückkamen. „Man wusste nichts Offizielles, nur Gerüchte“, so Klamt. Die Mehrheit der Schüler wanderte damals nach Westdeutschland aus, nur wenige blieben in Polen. Auch Andrzej's Eltern, die sich als Deutsche fühlten, stellten einen Ausreiseantrag. Als sie schließlich 1978 die Erlaubnis bekamen, Polen zu verlassen, gingen sie mit ihrem Sohn ins Rhein-Main-Gebiet.

Bis Ende der 1980er-Jahre verließen mehr als eine Million Menschen aus Polen das Land als →Aussiedler. In der Bundesrepublik angekommen, bedurfte es ihrerseits eines „Bekenntnisses zum Deutschtum“, um als Deutsche dauerhaft aufgenommen und integriert zu werden.

Es klingt verwunderlich, aber die Geschichten dieser Generation von Migrantinnen und Migranten aus Polen sind zum großen Teil noch nicht erzählt. Klamts Film gab einigen von ihnen zum ersten Mal eine Stimme: Sie erzählen von der deutschen Identität ihrer Eltern, den kleinen Schikanen und Beschimpfungen, die sie als Kinder in einer polnischen Schule erlebt hatten. „In der Bundesrepublik angekommen“, erinnert sich Klamts Klassenkameradin Klaudia Slotta, „war alles wie ein Märchen!“, andere, wie sein einstiger Mitschüler Kornel Ryss, erwähnen den großen Anpassungsdruck, das Auf-sich-selbst-gestellt-Sein, und manch einer mag wohl rückblickend wie Marian Stolarski denken: „Wenn ich gewusst hätte, was mich hier erwartet, hätte ich es mir vielleicht anders überlegt.“<sup>6</sup> Aber sie blieben, passten sich an, integrierten sich so gut, dass man heute lange suchen muss, um sie ausfindig zu machen.



In seiner Dokumentation *Die geteilte Klasse* von 2011 zeigt der Regisseur Andrzej Klamt die Geschichte seiner Klassenkameraden aus dem oberschlesischen Beuthen (Bytom), von denen die meisten in den 1970er-Jahren mit ihren Eltern als Aussiedler in die Bundesrepublik kamen.

<sup>6</sup> Zit. nach Andrzej Klamt: *Die geteilte Klasse*, halbtotale film/TheFilm.pl/RBB 2011, 79 min. Online abrufbar unter: [www.die-geteilte-klasse.de/](http://www.die-geteilte-klasse.de/) (Aufruf am 20.01.2018).





Alice Bota (Mitte), eine der drei Autorinnen von *Wir neuen Deutschen*, kam 1988 mit ihren Eltern aus Polen nach Deutschland. In dem Buch beschreibt sie ihre Erfahrungen als „Migrantenkind“.

**„Vielleicht bin ich ein Deutsch-Pole oder ein Polen-Deutscher. Ich weiß nicht, was ich dazu sagen kann.“**

Cyprian Golebiewski

Aber wer sind überhaupt die „Aussiedler“? Im Amtsdeutsch handelt es sich um Personen mit deutscher Volks- oder Staatszugehörigkeit und deren Nachkommen, die als Deutsche im Sinne des Art. 116 GG und des Bundesvertriebenengesetzes (BVFG) Anspruch auf „Aufnahme“ in der Bundesrepublik haben. Aussiedler kamen aus verschiedenen mittel- und osteuropäischen Ländern in die Bundesrepublik, aber gerade in den Beziehungen zwischen Deutschland und Polen spielen sie bis heute eine bemerkenswerte Rolle.

Wissenschaftler wie Publizisten beider Länder versuchen, die Ausreisemotive der Aussiedler aus Polen zu ergründen und ihre heutige rechtliche wie soziale Lage zu definieren. Nicht außer Acht lassen darf man dabei die komplizierten Identitätsfragen, die im deutsch-polnischen Grenzgebiet immer wieder für Überraschungen und Irritationen für die eine oder andere Seite sorg(t)en. „Umkämpft“ werden die Aussiedler einfach deswegen, weil sie im staatsbürgerlichen Sinne zum großen Teil Deutsche und Polen zugleich sind. Die Frage nach ihrer ethnischen oder kulturellen Identität steht dabei noch auf einem anderen Blatt. Während Kornel Ryss, Andrzej Klamt einstiger Klassenkamerad, bekennt: „Ich bin zu 110 Prozent Deutscher!“, fragt sich die Journalistin Alice Bota: „Mein Vater ist ein Chamäleon. Seine letzte Wandlung war die vom deutschen Polen zum polnischen Deutschen. Ich weiß immer noch nicht, ob sie ihm gelungen ist“<sup>7</sup>, und Cyprian Golebiewski, Sohn der →Gdańska-Gründer und ein Vertreter der zweiten Aussiedler-Generation, meint: „Vielleicht bin ich ein Deutsch-Pole oder ein Polen-Deutscher. Ich weiß nicht, was ich dazu sagen kann.“<sup>8</sup>

Die Aussiedler rekrutierten sich zunächst aus „ethnischen“ Deutschen, die nach 1945 aus zumeist wirtschaftspolitischen Gründen (etwa als technische

Kader in wichtigen Produktionswerken) in Polen bleiben mussten, und den sogenannten Autochthonen (altgriechisch: einheimisch, alteingesessen). Als solche wurde die einheimische Bevölkerung der ehemaligen deutsch-polnischen Grenzgebiete bezeichnet, hier sind vor allem die Oberschlesier, Masuren und Ermländer gemeint. Ihre Zahl wurde 1950 auf circa 1,1 Millionen geschätzt. Die offizielle Haltung des polnischen Staates, die in politischen Stellungnahmen, aber auch in Gesetzesform, Wissenschaft, Schule und Propaganda allgegenwärtig war, trennte die Autochthonen von den „ethnischen“ Deutschen, verschonte sie größtenteils vor Vertreibungen und betrachtete sie als „verlorene Kinder des Mutterlandes Polen“, die jahrhundertlang der Germanisierung getrotzt hätten und die nun bereitwillig das neue Polen in den „wiedergewonnenen Gebieten“ unterstützen würden. Die Existenz dieser slawischen Bevölkerungsgruppe in den Grenzen des Deutschen Reichs, deren Vertreter unter anderem oberschlesische Aufständische der Jahre 1919–21 (die Aufstände führten zum Anschluss eines Großteils Oberschlesiens an Polen) und später Mitglieder des →Bundes der Polen in Deutschland (bis 1940) waren, sollte nicht zuletzt den historischen Anspruch auf die „ewig polnischen Gebiete an Oder und Neiße“ untermauern. In Wirklichkeit konnte – wie das in Grenzgebieten der Fall ist – keine saubere Trennung zwischen der deutschen und der polnischen Ethnie und der individuellen nationalen Überzeugung vorgenommen werden. In mehreren Anläufen wurden die Autochthonen, offiziell auf eigenen Antrag, zu polnischen Staatsbürgerinnen und Staatsbürgern und all diejenigen, die sich weigerten, wurden 1951 „zwangspolonisiert“. Die „ethnischen“ Deutschen, die zumeist in Niederschlesien lebten, wurden dagegen als „staatenlos“ betrachtet und durften bis Ende der 1950er-Jahre in beide deutsche Staaten emigrieren.

<sup>7</sup> Alice Bota in: Özlem Topçu / Alice Bota / Khuê Pham: *Wir neuen Deutschen*, Reinbek 2012, S. 108.

<sup>8</sup> Zit. nach *Dzień dobry, Deutschland*, Film von Barbara Strupp in der Dokumentationsreihe „Unternehmen Deutschland“, ARD/WDR 2012.



Das Aufnahmelager Friedland bei Göttingen (hier im Jahr 1958) wurde zum Symbol der ersehnten Übersiedlung für Generationen von Deutschen aus Polen und anderen Ländern Mittel- und Osteuropas.

„Während man als Deutscher bis 1948 das Land eher zu verlassen hatte, als dass man dort bleiben konnte, änderte das Land im Zuge der Stalinisierung radikal seine Politik“<sup>9</sup>, konstatierte der Migrationshistoriker Dariusz Stola. Sobald sich jedoch die Möglichkeit bot, das Land zu verlassen, stimmten gerade die Autochthonen mit den Füßen ab. Stola beschreibt in seinem Buch über die Reisepass-Politik der Volksrepublik Polen die offiziellen Möglichkeiten, einen Ausreiseantrag zu stellen. Sie erschöpften sich im Prinzip in einem Bekenntnis zum Deutschtum und dem Wunsch, zu Familienangehörigen im Westen zu ziehen. Beide Gründe galten als Voraussetzung bei der Erfassung der Ausreisewilligen – zunächst durch das Internationale Rote Kreuz, später durch staatliche (polizeiliche) Stellen. Der anschwellende Strom der Autochthonen, die mit dem Argument der „Familienzusammenführung“ das Land 1957–58 und in den drei Jahr-

zehnten danach verließen, glich, so Stola, einer „Kettenreaktion auf widrige Umstände“, bei der immer neue Personen aus der Gruppe der Betroffenen erfasst wurden.<sup>10</sup> Die nach 1950 in die Bundesrepublik eingewanderten Aussiedler aus Polen stellen somit bis heute keine homogene Gruppe dar. Sie unterscheiden sich in vielfacher Hinsicht: nach dem Zeitpunkt ihrer Ausreise, ihrer Herkunftsregion, vor allem aber nach Alter, Sozialisierung und den emotionalen Bindungen, die ihre persönliche Ausreisemotivation und Identität prägten.

Vordergründig waren es also die ersehnten Familienbande, die die Gruppe als solche an einen neuen Ort verpflanzten, wobei vor allem die familiäre Netzwerkfunktion von großer Bedeutung für die jeweils neuen Auswanderer war. Familienangehörige boten ein Stück emotionale „Heimat“ im neuen Land, Schutz vor Unsicherheit in der unbekannten Umgebung und viele Tipps, die

in der ersten Zeit von hohem praktischem Wert waren. Neben den familiären Bindungen nannten die meisten Aussiedler den Aspekt der deutschen Nationalität als wichtigste zur Migration bewegende Kraft („als Deutscher unter Deutschen“ leben). Die Überzeugung der neuen polnischen Machthaber nach 1945, „alle Autochthonen seien Polen“, wich somit schnell einer Ernüchterung, denn gerade diese kehrten dem Land nach und nach den Rücken. Aber auch die „deutsche Option“ greift in dem Falle zu kurz. Mit Sicherheit gab es viele unter ihnen, so Stola, deren deutsche Identität stark ausgeprägt war. Sie stellten schon in den 1950er-Jahren die Mehrheit der Ausreisewilligen dar, später aber nahm ihre Zahl jedoch immer weiter ab, obwohl der Ausreisestrom nicht schmaler wurde.

Heute überwiegt die Auffassung, dass die autochthone slawische Bevölkerung der deutsch-polnischen Grenzgebiete (Oberschlesien, Masuren) keine

<sup>9</sup> Dariusz Stola, *Kraj bez wyjścia* [Land ohne Ausweg], Warszawa 2010, S. 69 [Übers. AK].

<sup>10</sup> Vgl. ebd., S. 121 ff.



Als die Kapazitäten nicht mehr ausreichten: Aus Beständen der Bundeswehr wurden Doppelstockbetten in einer Sporthalle in Göttingen aufgestellt, einem Ausweichquartier für das überfüllte Lager Friedland, 1981.



klaren und schon gar nicht dauerhaften nationalen Präferenzen herausgebildet hatte, geschichtlich in dieser Hinsicht nicht selten mehrgleisig verfuhr und sich – ganz allgemein – mal als Polen, mal als Deutsche „ausgab“. Stola führt einige Gründe an, warum die einheimische Bevölkerung nach Kriegsende auf Distanz zu dem neuen polnischen Staat ging, gleichermaßen zu dessen kommunistischen Machthabern wie zu den „neuen Nachbarn“, die entweder aus den polnischen Ostgebieten, die Stalin 1944 der Sowjetunion einverleibte, vertrieben worden waren oder aus Zentralpolen kamen. Die meisten Autochthonen waren bis 1945 deutsche Staatsbürger und betrachteten die Schikanen und Gewalttaten der Polen als Ausdruck einer ihnen zugeschriebenen Kollektivschuld und als Vergeltung für die Gräueltaten der Deutschen im Zweiten Weltkrieg, fühlten sich aber für diese nicht persönlich verantwortlich. Die „Rache der Polen“ empfanden sie deswegen als willkürlich und unangemessen. Darüber hinaus können die ersten Nachkriegsjahre aus heutiger Sicht als eine Art Kolonisierung der „West-Gebiete“ betrachtet werden, in denen der polnische Staat eine ganze Reihe von Maßnahmen ergriff, um die materielle und kulturelle Identität der einheimischen Gruppe gewaltsam zu zerstören: vom Einsperren der unliebsamen „Revanchisten“ in Lagern wie Lamsdorf (Łambinowice) in Oberschlesien über das Verbot der deutschen Sprache und die vorsätzliche Zerstörung deutscher Kulturdenkmäler bis hin zu tagtäglicher Diskriminierung in der Schule, am Arbeitsplatz oder in der Öffentlichkeit. Antideutsche Einstellungen waren nach dem Krieg in Polen allgegenwärtig und vor allem die Gruppe der Autochthonen – leicht identifizierbar durch ihre Sprache, Kleidung und Sitten – fiel ihnen (in Ermangelung anderer Deutscher) zum Opfer.

Mit der wachsenden Diskrepanz in der wirtschaftlichen Entwicklung Polens und der Bundesrepublik kamen ökonomische Gründe als Ausreisemotivation hinzu: Die Ausreise nach (West-) Deutschland versprach ein Leben im Wohlstand. Der Westen im Allgemeinen und die Bundesrepublik mit ihrer freiheitlich-demokratischen Verfassung und einer konsumorientierten Marktwirtschaft im Besonderen waren für die Menschen aus allen osteuropäischen Ländern attraktive Migrationsziele. Es wäre unseriös, die ökonomischen

Aspekte außer Acht zu lassen, auch wenn sie für die frühen Aussiedler keine derart fundamentale Rolle spielten wie vielleicht für die Gruppe der Menschen, die Polen in den krisenhaften 1980er-Jahren verließen. „Wenn meine Eltern auf den Ämtern nach ihren Ausreisegründen gefragt wurden, sagten sie nicht: wirtschaftliche Not. Perspektivlosigkeit. Stillstand. Sie sagten, sie seien Deutsche und gehörten nach Deutschland“, so erinnert sich die Journalistin Alice Bota, die mit ihren Eltern 1988 aus Polen nach Deutschland auswanderte.<sup>11</sup>

Die Bundesrepublik Deutschland empfing die Aussiedler offiziell mit offenen Armen und einer Fülle von sozialpolitischen Maßnahmen, die eine Eingliederung in die neue Gesellschaft ermöglichen sollten. Das Grundgesetz garantierte ihnen eine schnelle Zuerkennung der deutschen (nie verlorenen) Staatsbürgerrechte. Geld- und Sachleistungen, vom „Begrüßungsgeld“ über Entschädigungen für zurückgelassene Vermögenswerte bis hin zu einer sofortigen Aufnahme in alle Sozialversicherungssysteme, sorgten für eine schnelle Integration. Das Wichtigste aber war eine schnelle Eingliederung in den Arbeitsmarkt, der die in der Regel gut ausgebildeten Fachkräfte bereitwillig aufsog. Diese Politik traf zu Beginn auf integrations-, ja assimilationswillige Menschen, die noch zum großen Teil die deutsche Sprache beherrschten und sich stark mit Deutschland identifizierten. Und dennoch kamen die Aussiedler in eine echte „Einwanderersituation“, mit der sie in vielfältiger Weise zurechtkommen mussten. Dies wurde seitens der Aufnahmegesellschaft nicht selten unterschätzt, glaubte doch die Politik lange an die vermittelnde Kraft ethno-nationaler Bindewirkungen und der erwähnten Integrationsmaßnahmen. Die Wahrnehmung der sozialen „Wohltaten“ wird heute von den Aussiedlern unterschiedlich erinnert: Während für viele frühe Ankömmlinge die symbolhafte „Glocke von Friedland“ (das sogenannte Grenzdurchgangslager Friedland wurde 1945 als Erstanlaufstelle für Flüchtlinge, Vertriebene und Heimkehrer gegründet)

**Während für viele frühe Ankömmlinge die symbolhafte „Glocke von Friedland“ als Verheißung eines neuen, selbstständigen und erfüllten Lebens verstanden wurde, beklagten die Aussiedler der 1980er-Jahre vor allem die räumliche Enge und eine Art „Migrations“-Depression in den Übergangslagern.**

<sup>11</sup> Bota (wie Anm. 7), S. 23.



Peter Härtlings 1979 erscheinener Jugendroman *Ben liebt Anna* erzählt die Geschichte des Mädchens Anna, das mit seiner Familie aus Polen nach Deutschland auswandert.

als Verheißung eines neuen, selbstständigen und erfüllten Lebens verstanden wurde, beklagten die Aussiedler der 1980er-Jahre vor allem die räumliche Enge und eine Art „Migrations“-Depression in den Übergangslagern: „Empfangen wurden wir vor allem von einem unermesslichen Gestank. Er drang aus den bröckelnden Putzschichten der spinatgrünen Wände, an denen ein Muster aus Schimmelpilz emporkroch (...). Ich warf mich Mama in die Arme und schluchzte hemmungslos, die Augen vergrub ich in die Kratzhaare ihres Pullovers. Ich konnte nicht ertragen, meine Träume sterben zu sehen“, so die Schriftstellerin Alexandra Tobor, Jahrgang 1981, die bis zu ihrem achten Lebensjahr in Polen lebte, bevor sie mit ihrer Familie nach Deutschland kam.<sup>12</sup> Viele dieser Menschen empfanden Kälte, Distanz und Abneigung der einheimischen Deutschen ihnen gegenüber: „Sie denken, da kommt der arme polnische Schlucker rüber, kriegt vorn und hinten alles reingeschoben und baut sich dann hier ein schönes weißes Haus!“<sup>13</sup>, oder sie mussten sich, wie der in den späten 1970er-Jahren ausgewanderte Kornel Ryss aus Andrzej Klamts „geteilter Klasse“, mit dem „Aussiedler-Dilemma“ abfinden: „In Polen waren wir die Deutschen, in Deutschland sind wir nun die Polen.“

Die deutsche Politik und Gesellschaft reagierten in der Regel desinteressiert: Eine öffentliche Debatte – wenn es sie gab – mündete allzu oft in Panikmache oder Stammtischparolen, bei denen die deutsche Identität der Aussiedler teilweise offen infrage gestellt wurde. Der Mainstream der Politik vernachlässigte in den 1970er- und 1980er-Jahren die Aussiedler und „überließ“ diese zunächst mehr oder weniger den Vertriebenenverbänden, die jedoch aufgrund unterschiedlicher Perspektiven – Generation, Erfahrung, Sprache – kaum eine Reso-

nanz unter den Betroffenen fanden. Die bundesdeutsche Politik fand damals auch keine programmatische Antwort auf die speziellen soziokulturellen Bedürfnisse der Aussiedler aus Polen. Ganz im Gegenteil: Letztere wurden zum Spielball der deutschen Migrationspolitik. Irritiert nahmen sie zur Kenntnis, dass es Politiker von links bis rechts gab, die mit dem Argument des Kostenfaktors einen weiteren Zuzug beschränken oder sie gegenüber anderen Einwanderergruppen nicht mehr „privilegieren“ wollten.<sup>14</sup> Das sogenannte Abstammungsprinzip bei der großzügigen Vergabe der deutschen Staatsbürgerschaft sollte nach dem Dafürhalten der Politiker anderen, „moderneren“ Kriterien, wie etwa hoher Motivation, Integrationsbereitschaft und Flexibilität, einer liberalen multikulturellen Gesellschaft weichen. Dass aber die Aussiedler aus Polen gerade diese Kompetenzen mitbrachten, die auch heute in einer modernen Einwanderungsdebatte eingefordert werden, bemerkte man erst viel später.

Der Autor Krzysztof Maria Załuski, 1963 in Danzig geboren, hat die damalige deutsche „Willkommenskultur“ in einem beengten Übergangslager in Süddeutschland auf den Punkt gebracht: „Die Distanz von hunderttausend Lichtjahren, die uns von ihnen [den Deutschen] trennte, führte dazu, dass sie uns nicht bemerkten, wir waren für sie im besten Falle wie unbedeutende Fäulnisbakterien, die Abfälle in ihren Müllkörben zersetzten.“<sup>15</sup>

Eine Ausnahme stellte das Jugendbuch *Ben liebt Anna* dar, von Peter Härtling 1979 veröffentlicht. Es erzählt die Geschichte des Mädchens Anna, das mit Eltern und sechs Geschwistern aus dem oberschlesischen Kattowitz (Katowice) nach Deutschland ausgesiedelt ist, wo sie in die 4. Klasse kommt und sich mit

<sup>12</sup> Alexandra Tobor: *Sitzen vier Polen im Auto*, München 2012, S. 96.

<sup>13</sup> Ebd., S. 163.

<sup>14</sup> Siehe Scott McCormack: „Für mich sind das keine Deutschen“, in: *Die Zeit*, Nr. 11, 08.03.1996. Online abrufbar unter: [www.zeit.de/1996/11/Fuer\\_mich\\_sind\\_das\\_keine\\_Deutschen](http://www.zeit.de/1996/11/Fuer_mich_sind_das_keine_Deutschen) (Aufruf am 20.01.2018).

<sup>15</sup> Krzysztof Maria Załuski: *Wypędzeni do raju* [Vertrieben ins Paradies], Gdańsk 2000, S. 57 [Übers. AK].

ihrem Klassenkameraden Ben anfreundet. Mit seinem Buch warb Härtling bei Kindern und Jugendlichen für Verständnis gegenüber der Lebenssituation ihrer aus Polen zugewanderten Altersgenossen: „Es kann jedem von euch passieren, dass er in eine andere Stadt und in eine andere Schule kommt. Und jeder von euch wäre erst einmal fremd. Bei Anna ist das noch viel schlimmer. Sie ist in einem anderen Land, in Polen, aufgewachsen und zur Schule gegangen. Dort, in der Schule, hat sie nur Polnisch gesprochen. Zu Hause Deutsch und Polnisch. Ihre Eltern haben in Polen gelebt, aber sie sind Deutsche. Sie haben den Antrag gestellt, in die Bundesrepublik umzuziehen. Nun sind sie da. Sie wollen endlich zu Hause sein. Anna auch.“<sup>16</sup> Allerdings blieben die Aussiedler auch lieber unter sich. Kaum einer hatte sich in der Öffentlichkeit einen Namen gemacht, die ersten landesweiten „Sympathieträger“ traten erst ab Ende der 1980er-Jahre ins Rampenlicht, unter ihnen vor allem Sportlerinnen und Sportler wie die Turnerin Magdalena Brzeska, der Tischtennisspieler Andrzej Grubba († 2005), später die Fußballidole Miroslav Klose und Lukas → [Podolski](#).

Unter sozialen und wirtschaftlichen Aspekten war die Integration der Aussiedler insgesamt sicher ein großer Erfolg. Stellvertretend für viele steht hier Kornel Ryss' Aussage in der Dokumentation *Die geteilte Klasse*: „Meine Eltern hatten es hier zu was gebracht, ein kleines Haus, ein Auto, Urlaub in einem anderen Land. Das hätten sie in Polen nie erreicht.“ Aber viele Aussiedler erlebten auch die andere Seite, einen sozialen Abstieg, sei es, weil ihre Bildungsabschlüsse nicht anerkannt wurden, sei es, weil ihnen die Sprachkompetenz oder auch das soziale Kapital fehlte, um in Deutschland gleiche Positionen wie in Polen beanspruchen zu können.

Infolge der akuten wirtschaftlichen Krise in Polen kamen von 1986 bis 1989 nochmals fast eine halbe Million Aussiedler in die Bundesrepublik, die in der Regel nicht zur Gruppe der Autochthonen gehörten und somit auch keine wie auch immer gartete historische oder kulturelle Nähe zu Deutschland spürten. Beobachter wie Christoph Pallaske betrachten diese „letzten Aussiedler“ als vollkommen polnisch sozialisierte Menschen, die einen Ausweg suchten, das wirtschaftlich kriselnde Polen zu verlassen.<sup>17</sup> Deutschland als Zielland war eine Option für sie, aber keine zwingende. Entscheidend für den Verbleib in der Bundesrepublik war eher die Möglichkeit, hier legal Fuß zu fassen. Die Dokumente, die diesen Menschen den Aussiedlerstatus sicherten, waren in Deutschland selbst nicht unumstritten: so etwa die „Deutsche Volksliste“<sup>18</sup> und ähnliche Nachweise aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs, die die Großeltern der betroffenen Personen bis dahin lieber versteckt gehalten hatten. Dass sich die „neuen Aussiedler“ ausgerechnet auf diese „völkischen“ Regelungen berufen konnten, war, wie der britische Historiker Timothy Garton Ash angemerkt hat, kein



Mutter und Tochter einer aus Polen eingetroffenen Aussiedlerfamilie im Durchgangslager Unna-Massen, 1981

<sup>16</sup> Peter Härtling: *Ben liebt Anna*, Weinheim/Basel 1997, S. 14.

<sup>17</sup> Siehe Christoph Pallaske: *Migrationen aus Polen in die Bundesrepublik Deutschland in den 1980er und 1990er Jahren*, Münster/New York/München/Berlin 2002, S. 98 ff.

<sup>18</sup> Die „Deutsche Volksliste“ (DVL) teilte die Bevölkerung in den vom Deutschen Reich im Zweiten Weltkrieg annektierten Territorien Polens in Bevölkerungsgruppen mit unterschiedlichem Rechtsstatus. Die DVL diente dazu, die Bevölkerung dieser Gebiete zu differenzieren und deren „eindeutschungsfähige“ Teile zu germanisieren.

„Missbrauch der geltenden Vorschriften, sondern ein ironischer Kommentar dazu“<sup>19</sup>. Lagen die Herkunftsgebiete der Aussiedler früher in den Grenzen des Deutschen Reiches von 1937 (Ostprien, Oberschlesien), so verschob sich der geografische Herkunftsraum der Ankömmlinge der späten 1980er-Jahre gen Osten und erreichte die alten Reichsgrenzen von 1914 (z. B. Danzig, Thorn, Bromberg, Posen). Die „neuen Deutschen“ sprachen in der Regel kein Deutsch, hatten typisch polnische Biografien, waren verhältnismäßig jung und gut ausgebildet, viele hatten einen Hochschulabschluss. Das unterschied sie von den früheren Aussiedlern „aus Oberschlesien“ und aus anderen osteuropäischen Ländern wie der Sowjetunion und Rumänien.

Über die dramatischen Migrationsentscheidungen von damals polnisch sozialisierten Menschen, die zu Aussiedlern werden wollten, berichten einige Autoren dieser Generation. Wie Krzysztof Maria Załuski erlebten sie gleich im „Aussiedlerheim“

ein mehrfaches Trauma. Sie wunderten sich zunächst über die für Polen untypischen Vornamen – wie Helmut, Rita oder Edeltraud – der Autochthonen und deren merkwürdigen Dialekt, den sie für „schlechtes Polnisch“ hielten, sowie über die Tatsache, dass diese in Polen völlig sprachlose Gruppe nun

ungewöhnliche und zum Teil sie schockierende antipolnische Überzeugungen an den Tag legte. Hinzu kam die persönliche Unsicherheit – angesichts der misstrauischen Behörden und Zimmernachbarn –, die eigene Identität unter den neuen Umständen definieren zu müssen.<sup>20</sup>

Der polnische Autor Wojciech Stamm lässt seinen Helden Włodzimierz Wolek zittern: „Wer ist dieser Aussiedler? Das ist ein Verräter, ein Abtrünniger, ein Volksdeutscher, der es nicht einmal wert ist, bespuckt zu werden. Es ist jemand, der sich für Geld seines Heimatlandes entledigt, seine Mutter verrät, ihr ins Gesicht spuckt!“<sup>21</sup> Alleine das Anerkennungsverfahren für Aussiedler erinnert die Protagonisten an Krieg und Besatzung, an alles, was sie bisher abgelehnt hatten, und das in einer Sprache, die sie verabscheuen: „Die Fragen droschen auf ihn wie Hagel: schwer, scharf und von allen Seiten

gleichzeitig: ‚Warum sind Sie erst jetzt nach Deutschland gekommen?‘“, fragen Beamte den Protagonisten Grzegorz Smętek in einem Roman von Krzysztof Mik.<sup>22</sup> Und Stamms Held Wolek bekennt: „Ich war darauf nicht vorbereitet. Ich schwieg und absolvierte eine Reise in den Mittelpunkt der Erde und wieder zurück. Auf dem Stuhl saß auf einmal mein Doppelgänger. Ich wusste nicht mehr, wie ich heiße (...). ‚Wissen Sie, wenn ich kein Deutscher wäre, säße ich wohl nicht hier‘, hörte ich mich im reinsten Deutsch sprechen. Im Inneren hörte ich dabei einen Stimmenchor sprechen, ‚nein, nicht doch, überhaupt nicht.‘“<sup>23</sup> Diese Sichtweise offenbarte damals viele junge Migrantinnen und Migranten mit polnischer Sozialisierung. Für sie bedeutete die „Ausreise für immer“, verbunden mit dem freiwilligen Erwerb des „deutschen“ Aussiedlerstatus, einen innerlich leidvollen Weg. Die neue Lebenssituation brachte sie dazu, zahlreiche Anpassungsstrategien zu entwickeln.

Aus den Eliten dieser Migrationsbewegung der späten 1980er-Jahre rekrutieren sich heute unter anderem die verdienten „Brückenbauer“ – Mitglieder der → [Deutsch-Polnischen Gesellschaften](#), der Förderkreise für deutsch-polnische Städtepartnerschaften oder Aktivisten für die polnische Sprache und Kultur – wie auch die Vertreter der national orientierten „Polonia“-Organisationen in Deutschland, die den Status einer „nationalen Minderheit“ einfordern. Allerdings stellen die erwähnten aktiven Gruppen heute nur eine Randerscheinung dar: Die meisten Aussiedler, egal wie unterschiedlich ihre Lebensverläufe in Polen gewesen waren, haben sich erfolgreich integriert und lassen bis heute ihre polnische Teil-Identität lediglich im Privaten an die Oberfläche. Ihre Kinder sprechen nur selten Polnisch, sie wurden zu Deutschen und beklagen heute den Übereifer, mit dem ihre Eltern die polnischen Biografien ablegten und deutsche oder quasi-deutsche Identitäten annahmen (→ [Aussiedler 2.0](#)). Der Journalist Adam → [Soboczyński](#) hat in diesem Zusammenhang davon gesprochen, dass seine Eltern „integrations-technisch einen dritten Weg gewählt“ hätten: „Weder haben sie sich integriert, noch kann man sagen, dass sie sich nicht integriert hätten. Sie haben sich einfach unsichtbar gemacht.“<sup>24</sup>

**Unter sozialen und wirtschaftlichen Aspekten war die Integration der Aussiedler insgesamt sicher ein großer Erfolg.**

<sup>19</sup> Zit. nach Stola (wie Anm. 9), S. 360.

<sup>20</sup> Siehe Załuski (wie Anm. 15), S. 20.

<sup>21</sup> Wojciech Stamm: *Czarna Matka* [Schwarze Mutter], Warszawa 2008, S. 216 [Übers. AK].

<sup>22</sup> Krzysztof Mik: *Wiegenlied für die Zuspätgekommenen*, zit. nach: Ansichten. Jahrbuch des Deutschen Polen-Instituts, Wiesbaden 2000, S. 204.

<sup>23</sup> Stamm (wie Anm. 21), S. 230 [Übers. AK].

<sup>24</sup> Adam Soboczyński: *Polski Tango*, Berlin 2006, S. 29.



## Aussiedler 2.0

Podolski-Klose-Generation  
plus Junge Migranten  
gleich Neue Mittler

Andrzej Kaluza

In den 1980er-Jahren konnte man polnische Einwanderer in Deutschland anfänglich leicht an der typischen Jeans-Kleidung aus türkischer Produktion und einem unsicheren Laufschrift erkennen. Charakteristisch war zudem, dass sie sich im Flüsterton unterhielten – niemand sollte merken, dass sie Polnisch sprachen. Sie wurden, vor allem die →Aussiedler unter ihnen, schnell „unsichtbar“ und zogen ihre Kinder ebenfalls in diese „Unsichtbarkeit“ hinein: Neue Kleidung wurde bei C&A angeschafft, die „polnischen“ Schnurrbärte abrasiert, die Treppenhäuser nach deutscher Art geputzt. Manch eines dieser Kinder der sogenannten Podolski-Klose-Generation, die damals mit ihren Eltern Polen verlassen hatten, schämte sich recht bald seiner Herkunft, weigerte sich, Polnisch zu sprechen, und brach früher oder später die Kontakte zur Heimat der Eltern ab. Über diese Zeit schreibt der Autor und Journalist Adam →Soboczynski: „Es war kurz vor der Wende, als ich es endlich geschafft hatte, meinen polnischen Akzent auszumerzen. Nur mein sperriger Nachname erinnerte meine pubertierenden Mitschüler daran, dass ich aus dem Land mit notorisch leeren Wursttheken und endlosen Schlangen vor winzigen Lebensmittelgeschäften stamme. Nichts, womit man als 14-Jähriger in einer rheinischen Provinzstadt für sich werben konnte.“<sup>25</sup>

Auch wenn diese Haltung für die mittlerweile erwachsenen Kinder vieler Aussiedler bis heute bezeichnend ist, so trifft sie doch nicht auf alle zu. Einige von ihnen, in der Realität des neuen Heimatlandes sozial und beruflich längst angekommen, fordern heute den polnischen Teil ihrer eigenen Biografie ein. So geschehen auch bei den beiden berühmten Fußballern, die der ganzen



Lukas Podolski und Miroslav Klose – diese beiden Fußballer stehen für den Erfolg von Aussiedlerkindern in der heutigen Bundesrepublik, hier nach dem Gewinn des WM-Titels 2014.

Generation den Namen gaben: Während Lukas →Podolski sich früh zum „Respekt“ gegenüber seinem Geburtsland bekannte und 2006 nach seinem Tor in einem Länderspiel der DFB-Elf gegen Polen demonstrativ den Kopf senkte, galt Miroslav Klose lange Zeit als ein „deutscher Mutterknabe“. Heute weist er in Interviews in polnischer Sprache darauf hin, dass er „zwei Nationalitäten in sich“ trage und dass Polen für ihn „wichtig“ sei.<sup>26</sup> Dies ist bemerkenswert, gerade für die Nachkommen oberschlesischer Aussiedler. Auch unter ihnen kommt es nämlich immer wieder zu eigenartigen Coming-outs. Die aus dem Oppelner Land stammende „Zeit“-Journalistin Alice Bota hat ihre Erfahrungen dazu beschrieben: „Ich ging für ein Studienjahr nach Polen. (...) Die anderen wussten über meine Herkunft Bescheid, und ich bereitete mich darauf vor, mich erklären zu müssen. Aber sie fragten nie. Nie wollten sie wissen, warum meine Familie weggegangen ist oder weshalb ich so schlecht Polnisch spreche. Sie nahmen mich einfach als eine der ihren auf. In diesem Jahr fühlte ich mich daheim.“<sup>27</sup> Die zweite Generation spricht oft von einer „Überanpassung“ ihrer Eltern an die deutsche Umwelt und nimmt kritisch unter die Lupe, was diese unreflektiert hingenommen hatten.

<sup>25</sup> Soboczynski, ebd., S. 33.

<sup>26</sup> Siehe dazu Paweł Rzekanowski: *Miroslaw kopie po niemiecku* [Miroslaw kickt auf Deutsch], in: *Gazeta Wyborcza*, 11.07.2014 [Übers. AK]. Online abrufbar unter: wyborcza.pl/magazyn/1,139525,16311664,Miroslaw\_kopie\_po\_niemiecku.html (Aufruf am 22.01.2018).

<sup>27</sup> Bota (wie Anm. 7), S. 27–28.



Organisatorinnen der Polnisch-Deutschen Initiative für Kulturkooperation „agitPolska e.V.“ in Berlin. 2005 gegründet von Magdalena Ziomek-Frackowiak (1. von links), bietet der Verein jungen und talentierten Künstlerinnen und Künstlern aus Polen und Deutschland eine Plattform.



Sie stellt dabei die Migrations-Entscheidung der Eltern nicht grundsätzlich infrage, sondern die Art und Weise ihrer Integration, die nicht selten nach dem Muster eines „Turbo-Deutschen“ in Assimilation mündete und zu schmerzhaften Brüchen in den eigenen Biografien führte. Alice Bota dazu: „Wenn ich heute über den Preis nachdenke, den das Deutschwerden gekostet hat, dann spüre ich Wut“, und weiter: „Wir haben das getan, was viele Politiker fordern: Wir haben uns angepasst. Das verlangte von uns Kindern, dass wir unsere Eltern ein Stück weit verleugneten, weil wir alles, was polnisch war, verleugneten.“<sup>28</sup> Ähnlich ergeht es den Mitgliedern der Berliner Blogger-Gruppe „Zwischen den Polen“, deren Eigenporträt sich wie ein Generationenmanifest lesen lässt: „Wir sind Migrantinnen der zweiten Generation, wurden entweder in Polen geboren oder haben Eltern, die aus Polen stammen. In den 1980er- / 1990er-Jahren begann für uns eine deutschsprachige Schulzeit – und irgendwann fragten wir uns nach der Rolle der polnischen Sprache und nach unserer Zugehörigkeit.“ Und weiter: „Unsere Erfahrung ist, dass es in unserer Gesellschaft ein überambitioniertes Festhalten an der Perspektive der ‚erfolgreichen Integration‘ gibt. Als deutsch-polnische Jugendliche sind wir häufig für unsere Integrationsleistungen gelobt worden, während Erfahrungen von Ausgrenzung und Überanpassung kaum zur Sprache kamen. Tatsächlich streift Integration nur unseren Erfahrungshorizont, denn viel mehr als wir selbst waren es unsere Eltern, die Integrationsarbeit leisteten. Und selbst unsere Eltern lassen sich nicht immer gut aus der Integrationsperspektive beschreiben – etwa wenn sie gut ausgebildet waren, sozial stark ver-

netzt und in einer gemischten Partnerschaft lebten.“<sup>29</sup> Diese Zeilen zeugen von einem neuen, selbstbewussten Geist großstädtischer Milieus mit akademischem, medienbezogenem oder künstlerischem Hintergrund, bei denen der Publizist Basil Kerski, Jahrgang 1969, „hybride Identitäten“<sup>30</sup> feststellt, die sich in ihrer postnationalen Denkweise herkömmlichen deutschen oder polnischen Identitätsmustern entziehen. Und sie haben sich eben auch in puncto Nationalbewusstsein an den europäischen Diskurs „angepasst“ und operieren heute mit postnationalen Begriffen einer bi- oder multikulturellen Identität. So sagt der Journalist Jan Opielka in einem Beitrag zur deutschen Integrationsdebatte, man müsse sich Identität heute als ein dynamisches Modell vorstellen: „Man erwerbe sie, indem man sie mehr.“<sup>31</sup> Beide Seiten in der Integrationsdebatte, Aufnahmegesellschaft wie Einwanderer, sollten die für die zweite Generation so typischen „hybriden Identitäten“ als Normalfall akzeptieren.

Die Stimmen dieser zweiten Generation werden zunehmend in der deutschen Öffentlichkeit hör- und sichtbar, ob in der Politik, wie Paul → *Ziemiak* (\*1985), seit September 2014 Bundesvorsitzender der Jungen Union, in den Medien Alice Bota (\*1979), in der Literaturlandschaft Sabrina Janesch (\*1985) und Matthias Nawrat (\*1979) oder in der Musik-Szene Thomas Godoj (\*1978). Allein 2014 wurden mehrere weibliche Vertreterinnen dieser Gruppe von einer breiten Öffentlichkeit in Deutschland wahrgenommen: So gewann die RTL-Castingshow *Deutschland sucht den Superstar*, nach Thomas Godoj 2008, erneut eine Sängerin mit polnischen Wurzeln: Aneta Sablik. Vivien Konca, deren Mutter aus Polen stammt, wurde als „Miss Germany“ zur

**Die zweite Generation spricht oft von einer „Überanpassung“ ihrer Eltern an die deutsche Umwelt und nimmt kritisch unter die Lupe, was diese unreflektiert hingenommen hatten.**

<sup>28</sup> Ebd., S. 26.

<sup>29</sup> Zit. nach *Zwischen den Polen – Ein Blog von Migrantinnen der zweiten Generation*. Online abrufbar unter: [zwischen-den-polen.wordpress.com/about/](http://zwischen-den-polen.wordpress.com/about/) (Aufruf am 20.01.2018).

<sup>30</sup> Basil Kerski: *Hybride Identitäten. Migrationen aus Polen – Geschichte und Gegenwart*, in: Jahrbuch Polen 2010 – Migration, Wiesbaden 2010, S. 9 ff.

<sup>31</sup> Zit. nach Kerski, ebd., S. 27.



In Oberschlesien geboren, in Deutschland erfolgreich – der Rock-Musiker Thomas Godoj

schönsten Deutschen gekürt, und die Frontfrau der Band Elaiza, die Deutschland im Mai 2014 beim European Song Contest in Kopenhagen vertrat, Elżbieta (Ela) Steinmetz, verbrachte ihre Kindheit mit ihrer polnischen Mutter in Breslau – und spricht darüber in der Öffentlichkeit.

Diese Mischung hat es in sich: Die in Deutschland sozialisierten polenaffinen Aussiedlerkinder („Aussiedler 2.0“) treffen heute auf viele junge polnische Migrantinnen und Migranten, die zumeist nach dem EU-Beitritt Polens im Jahr 2004 zum Studium oder zur Arbeit nach Deutschland kamen. Anders als in den 1980er-Jahren, seien junge Polen „heute von Deutschen nicht zu unterscheiden“, wie die Fernsehjournalistin Magdalena Szaniawska-Schwabe konstatiert, „diejenigen, die nach Polens EU-Beitritt nach Berlin kamen, das ist eine völlig andere

Generation, ohne Minderwertigkeitskomplexe, offen, gut ausgebildet. Sie flüstern nicht mehr!“<sup>32</sup> Beide Gruppen suchen und finden einander in Großstädten oder im Internet, wo sie gemeinsam kulturelles, soziales und künstlerisches Engagement an den Tag legen, bei dem ihre doppelte Identität eine wichtige Rolle spielt. Gemeinsam mit Emilie Mansfeld hat Magdalena Szaniawska-Schwabe 2012 einen Bericht über diese jungen Akteure veröffentlicht, denen sie den Namen „neue Mittler“ gaben. In ihnen sehen die Autorinnen künftige Akteure des bilateralen Dialogs: „Schon heute sind sie gleichsam Botschafter der deutsch-polnischen Partnerschaft. Sie identifizieren sich – ob mit oder ohne deutschen Pass – über ihre regionale Zugehörigkeit und über ihre Arbeit. In erster Linie verstehen sie sich als Europäer, da sie sich im vereinten

Europa ohne Grenzen zwischen Deutschland und Polen frei bewegen können.“<sup>33</sup>

Laut dem Bericht arbeiten die neuen Mittler häufig „projektbezogen“, engagieren sich von Fall zu Fall, wie es ihnen das Berufs- und Privatleben erlaubt. Beispiele sind Initiativen wie „agitPolska e.V.“ oder „Kosmopolen e.V.“ oder auch Unternehmungen wie die deutsch-polnische Buchhandlung „buch|bund“ im Berliner Stadtteil Neukölln. Mit ihrem Interesse an „innovativen, internetbezogenen, interkulturellen Initiativen“ zeigen diese Mittler sich als typische Vertreter der sogenannten iGeneration – von Grund auf undogmatisch, provozieren sie nicht selten in ihren Werken und Manifesten. So haben sie das Potenzial, die multikulturelle Gesellschaft in Deutschland zu bereichern und insbesondere auch der deutsch-polnischen Zusammenarbeit neue Impulse zu geben.

<sup>32</sup> Magdalena Szaniawska-Schwabe zit. nach Anna Tyszecka: *Podwójności* [Doppelseitigkeiten], in: *Polityka*, Nr. 28, 09.07.2014, S. 96 [Übers. AK].

<sup>33</sup> Emilie Mansfeld/Magdalena Szaniawska-Schwabe: *Neue Mittler – Junges polnisches Engagement in Deutschland/Nowi pośrednicy – O młodych formach polskiego zaangażowania w Niemczech* (ifa-edition Kultur und Außenpolitik), Stuttgart 2012, S. 8. Online abrufbar unter: [www.ifa.de/fileadmin/pdf/edition/edi\\_polen.pdf](http://www.ifa.de/fileadmin/pdf/edition/edi_polen.pdf) (Aufruf am 20.01.2018).

# Avelon, Natalia

## Polnische Emotionen im deutschen Film

Andrzej Kaluza

Die deutsch-polnische Schauspielerin Natalia Avelon (\* 1980 als Natalia Siwek in Breslau) kam im Alter von acht Jahren nach Deutschland. Als Jugendliche begeisterte sie sich für den Film und sammelte erste schauspielerische Erfahrungen in den TV-Soaps *Verbotene Liebe* und *Marienhof*, später auch in Krimiserien wie *Tatort*, *Rosa Roth* oder *Der Bulle von Tölz*. 2014 war sie in Doris Dörries erfolgreicher Komödie *Alles inklusive* zu sehen. Avelon hat in München Theaterwissenschaften studiert und arbeitet nicht nur hinter der Kamera, sondern gelegentlich auch als Model und Sängerin.

Ihre erste große Hauptrolle spielte Avelon 2007 in dem deutschen Spielfilm *Das wilde Leben* von Regisseur Achim Bornak, in dem das Leben von Uschi Obermaier verfilmt wird. „Spiegel-Online“ schrieb damals, das Beste an dem Film sei die Hauptdarstellerin. Ähnlichkeiten mit Obermaier, die als Ikone der 68er-Bewegung und Verfechterin der sexuellen Revolution gilt, seien aber rein äußerlich, betonte Avelon in einem Interview 2011: „Ich verkörpere nicht das Frauenbild der 70er-Jahre, sondern vor allem das Bild der modernen Frau von heute und morgen. Ich bin finanziell absolut unabhängig, arbeite, seit ich zwölf bin, bestimme in meinem Leben zu 100 Prozent alles selbst und bin dabei sehr gern Frau. Und zwar auch im Sinne der klischeehaften Definition von früher. Ich koche gern, ich putze, ja, ich bin gern mal die Frau am Herd.“<sup>34</sup>

**„Ich verkörpere nicht das Frauenbild der 70er-Jahre, sondern vor allem das Bild der modernen Frau von heute und morgen.“**

Auf ihre polnische Herkunft angesprochen, unterstrich Avelon im gleichen Gespräch: „Ich stelle fest, dass ich die Melancholie in mir trage, die Polen stark ausmacht. Aber ich habe auch 22 Jahre in Deutschland verbracht. Das heißt, ich bin ganz klar eine Deutsche. Mit polnischen Wurzeln, polnischer Geschichte und polnischer Familie.“



Plakat zum Film *Das wilde Leben* (2007) über die „Kommune 1“ mit Natalia Avelon in der Rolle der Uschi Obermaier

<sup>34</sup> „Ich muss meine Erotik nicht verstecken“, Natalia Avelon im Interview mit David Baum, in: GQ.de (27.04.2011). Online abrufbar unter: [www.gq-magazin.de/unterhaltung/gq-frauen/interview-ich-muss-meine-erotik-nicht-verstecken](http://www.gq-magazin.de/unterhaltung/gq-frauen/interview-ich-muss-meine-erotik-nicht-verstecken) (Aufruf am 15.01.2018).